



# SOLIDARISIERT EUCH!

Diese Zeiten, so unerwartet schwierig sie sind, schenken uns ein in Vergessenheit geratenes Gefühl: **ZUSAMMENHALT** macht stark, beglückt, lindert Ängste – auch über eine akute Krise hinaus. Ein Aufruf von Bettina Wünderlich

**E**s ist noch gar nicht lange her, es war in der Zeitrechnung vor Corona, da überkam mich häufig ein leises Grauen, wenn ich auf der Straße entlangging und mir wie so oft Menschen begegneten, die in die Mikrofone ihrer Kopfhörer sprachen. Ich fühlte mich in eine Szene aus dem Science-Fiction-Film „Her“ versetzt, als der Einzelgänger Theodore, dargestellt von Joaquin Phoenix, aus einem U-Bahn-Schacht steigt. Rings um ihn herum Ströme von brabbelnden Kopfhörer-Menschen, die – so realisiert Theodore plötzlich – vermutlich alle mit Computer-Betriebssystemen sprechen statt mit realen Menschen, vielleicht sogar mit demselben System wie er, das „Samantha“ heißt und in das sich Theodore unsterblich verliebt hat, es sogar einer realen Partnerin vorzieht. Ich fand diese Szene deshalb so gruselig, weil ich selten eine so realistische Inszenierung der freiwilligen Selbstisolation des Einzelnen gesehen hatte.

Aber auf eine Art war „Her“ längst keine Science-Fiction mehr: Auf der Straße, in der U-Bahn, im Büro – tagtäglich bewegten wir uns häufig in einer Gemeinschaft von Menschen, mit denen wir keinen Kontakt aufnahmen. Wir traten nicht in Beziehung mit anderen. Wir erwiderten keine Blicke, oder nur beiläufig, nahmen den anderen kaum wahr, weil wir nur mit uns selbst be-

schäftigt waren. Wir befanden uns zunehmend in einem Status des freiwilligen Autismus. Und es sah absolut nicht so aus, als wären wir jemals in der Lage, ein Auge für den Nächsten zu haben, ihn und seine Bedürfnisse wahrzunehmen und uns gegenseitig zu unterstützen.

Nun, in der Zeitrechnung nach Corona (wenn man denn überhaupt schon von einem „nach“ sprechen kann), gibt es diesen Silberstreifen: Gut, wir werden uns zwar wieder verstöpseln und zeitweise zu Brabbel-Menschen werden. Aber wir sind um die Erfahrung reicher, dass wir alle die eine Sehnsucht haben, mit einer Gemeinschaft verbunden zu sein. Dabei ist es kein Widerspruch, dass gerade die uns durch die Pandemie auferlegte Isolation uns dieses bewusst gemacht hat. In unseren Homeoffices haben wir uns mit unseren Kolleg\*innen ver-

netzt und neue Möglichkeiten der Kooperation kennengelernt. Wir haben über Zoom oder Skype Freund\*innen-Cliquen auf den Bildschirm gerufen, weil es uns ein Bedürfnis war, zu wissen, wie es jedem und jeder geht und den Familien. Auf unseren Balkons, an den Fenstern haben wir uns nach italienischem Vorbild Mut zugerufen. Wir haben gespürt, wie wichtig Empathie – also das Gegenteil von Autismus – ist: einander Trost >

„Wir sind um die  
*Erfahrung reicher*,  
dass wir alle die **eine**  
Sehnsucht haben: mit  
einer **Gemeinschaft**  
verbunden zu sein.“

## „Es gibt **historische Momente**, in denen *die Zukunft* ihre Richtung ändert.“

zu spenden, Hilfe anzubieten. Vielleicht wussten wir gar nicht mehr richtig, wie das geht. Aber andere machten es uns vor: Der Pianist Igor Levit gab täglich über Stream ein Klavierkonzert, Chris Martin von Coldplay lud online in sein Studio und erfüllte per Chat Musikwünsche. Stadtchöre traten vor den Balkonen von Altersheimen auf, ach, es gibt derer Beispiele viele.

Ich bin davon überzeugt, dass die Monate, die hinter uns liegen, uns zu menschlicheren Menschen gemacht haben, oder sagen wir so: Sie haben uns die Chance eröffnet, wieder zu erkennen, dass wir soziale Wesen sind. Wir brauchen die Gemeinschaft, die Verbundenheit mit anderen. Wir hatten das fast vergessen.

Forscher sind sich darin einig, dass das Gefühl der Einsamkeit eines der größten Probleme der Moderne ist, welches sich auch noch verstärken wird. Immer mehr Menschen leben allein, die Familie, wie wir sie noch als Kinder kannten, ist ein Auslaufmodell. In den Großstädten ist die häufigste Wohnform der Singlehaushalt: In Hamburg, wo ich lebe, sind laut Statistischem Bundesamt aktuell 54 Prozent aller Haushalte von Alleinlebenden bewohnt, 34 Prozent der Alleinlebenden sind älter als 64 Jahre, was erst mal mit unserer demografischen Verschiebung zu tun hat. Aber auch damit, wie wenig es unserer (nördlichen, in Skandinavien verhält es sich ähnlich) Kultur immanent ist, alte Menschen zu integrieren. In südlichen Ländern, in Italien, Portugal, Spanien, in denen die Familie und nachbarschaftliche Verbundenheit starke Werte sind, liegt der Anteil der Alleinlebenden viel niedriger, etwa bei 20 Prozent.

Der Schriftsteller und frühere Strafverteidiger Ferdinand von Schirach, der sich in seinen Büchern und Theaterstücken tiefgehend mit der moralischen Ambivalenz des Menschen auseinandersetzt, hat beobachtet: „Dass wir Teil einer Gemeinschaft sind, schützt uns davor, abzugleiten.“ In einem „Spiegel“-Interview vertritt er die Meinung, dass Einsamkeit – und einen kleinen Teil dieses Gefühls trage jeder in sich – mit steigendem Wohlstand einer Gesellschaft zunehme, auch durch die steigenden Wahlmöglichkeiten des Einzelnen. Fest geglaubte Strukturen lösen sich immer wieder auf. Erschauern lassen ihn aber die neuen Möglichkeiten der Technologie, die Virtual Reality zum Beispiel (die uns wie Theodore aus „Her“ in eine künstliche Welt katapultie-

ren kann). Sie verspricht uns Glück – bis wir uns gar nicht mehr in der analogen Welt aufgehoben fühlen. „Das Versprechen wird wieder lauten, in der virtuellen Welt neue Communitys, neue Freunde und ein aufregendes Leben zu finden“, so von Schirach, „ganz ähnlich der ursprünglichen Idee von Facebook. Aber diese Welten werden uns unglücklich und einsam machen.“

Bevor das Coronavirus die Schlagzeilen beherrschte, wurde in Deutschland ein „Klima der emotionalen Kälte“ diagnostiziert, bedingt durch Rechtsextremismus, Antisemitismus und Rassismus. Das hat uns auch überlegen lassen, wie stark das angeblich Gute im Menschen überhaupt ist. Ist doch der Mensch dem Menschen Wolf, wie es der englische Mathematiker und Philosoph Thomas Hobbes formulierte? Viele Philosophen haben sich schon an dieser Frage abgearbeitet. Hobbes ging, verkürzt, von einem Menschen aus, der in seinem Bestreben, sich selbst zu erhalten, schließlich misstrauisch, egoistisch und hinterhältig agiere. Jean-Jacques Rousseau, der wie Hobbes der Meinung war, dass alle Menschen sich erst mal in demselben „Naturzustand“ befänden und von Selbsterhaltung angetrieben seien, war der Meinung, dass erst Eigentum seine Grundeigenschaft, das Gute, ins Wanken brächte.

Heute bestätigen Experimente der Anthropologie, Neurologie und Verhaltenspsychologie wieder, dass der Mensch von Geburt an mit einer Empathiefähigkeit ausgestattet ist, also mit Mitgefühl. Das schützt ihn davor, anderen physisches Leid anzutun. Verantwortlich sind dafür auch die Spiegelneuronen in unserem Gehirn, die uns manchmal den Kopf wegdrehen lassen, wenn beispielsweise in einer Ärzteserie ein Patient in Nahaufnahme eine Spritze bekommt: Wir fühlen den Stich der Nadel fast selbst.

Am Max-Planck-Institut in Leipzig, an dem viel zur Empathie geforscht wird, ließen Wissenschaftler 18 Monate alte Babys dabei zuschauen, wie ein Fremder offensichtlich Hilfe brauchte. Dieser wollte eine Schranktür öffnen, hatte aber die Hände voller Bücher. Die Krabbelkinder bewegten sich zum Schrank und öffneten die Tür. Sie halfen, ohne einen Vorteil davon zu haben. Aber auch wenn der Einzelne eine Kosten-Nutzen-Rechnung aufmacht: Soziales Handeln ist gut für das eigene Ego, es liefert Anerkennung. Anderen zu helfen ist ein tief befriedigendes Gefühl, das haben auch Glücksforscher herausgefunden. Es macht sogar

nachhaltiger zufrieden als der Besitz von Geld. Im Laufe des eigenen Lebens das Miteinander zu pflegen, schult: Schon Kinder lernen die Vertiefung von Mitgefühl und die Regulierung von Neid und Wut durch soziale Interaktion.

Die Deutschen denken bereits im Sinne einer Gemeinschaft: Sie sind überdurchschnittlich hilfsbereit und spenden Rekordsummen, engagieren sich ungebrochen bei der Flüchtlingshilfe. Dieses Herzliche merkt man uns allerdings nicht unbedingt im Alltag an, wenn wir uns an der Kasse gegenseitig rücksichtslos den Wagen in die Hacken rammen, uns genervt anschnauzen, morgens schweigend aneinander vorbeigehen, statt zu grüßen. Am Arbeitsplatz, im Bus, im öffentlichen Leben geben wir nicht das beste Bild ab, von Verbundenheit keine Spur. Allenfalls blitzt sie hier und da mal auf, etwa wenn eine Frau mit Kinderwagen es auch beim dritten Mal nicht schafft, den Karren in den Bus zu hieven. Es ist sicher unserem rasanten Lebens- und Leistungstempo geschuldet, dass wir abblocken, uns zurückziehen mit dem Blick aufs Handydisplay, bitte nicht noch mehr Stress, ich bin schon gestresst genug.

Aber hier kommt unsere Chance: Wir haben schmerzlich erfahren müssen – durch die Corona-Pandemie, durch den Klimawandel –, dass unser auf Wachstum angelegtes System an seine Grenzen gekommen ist, dass die unbegrenzte Entfaltung des Einzelnen auf Kosten anderer geht. Wir brauchten wieder ein Gefühl dafür, wie stark es macht, zusammenzuhalten. Wie mitreißend, belebend, glücklich machend, Angst verjagend. Vieles, was undenkbar schien, kommt plötzlich so nebenbei: Der Automobilkonzern Daimler spendiert den Krankenhäusern Atemschutzmasken. Die Chinesen schicken zur Unterstützung Expertenteams nach Europa, wir behandeln italienische und französische Infizierte in unseren Krankenhäusern. In YouTube-Filmen rufen chinesische Familien mit Atemschutzmasken den Italienern zu: „Widerstehe, Italien! – Resist, Italy!“ Der Luxuskonzern LVMH produziert mittlerweile nicht nur Mode, sondern auch Desinfektionsmittel für Krankenhäuser.

Der niederländische Historiker und Aktivist Rutger Bregman, dessen Buch „Im Grunde gut: Eine neue Geschichte der Menschheit“ gleich nach Erscheinen die Bestsellerlisten erklomm, sagte in einem Interview mit der „Süddeutschen Zeitung“, er glaube,

dass der Mensch so beschaffen sei, dass er sich stets mit anderen verbinden wolle. Alleine hätten wir nicht die Pyramiden gebaut oder wären zum Mond geflogen – gemeinsam werden wir zur menschlichen Supermacht. Eine herzerwärmende Vorstellung: Lasst uns weltumspannend an einem Strang ziehen, gemeinsam an Lösungen für Krisen arbeiten, Informationen austauschen und ergänzen!

Es gibt „historische Momente, in denen die Zukunft ihre Richtung ändert“, so der Zukunftsforscher Matthias Horx, und die Corona-Krise sei so ein Moment. Horx schlägt ein Gedankenexperiment vor, welches uns eine Vision geben kann, wie wir künftig leben wollen. Sich schon heute fragen, worüber wir uns rückblickend wundern werden: zum Beispiel, dass die so oft beschworene „Ego-Gesellschaft“ plötzlich keine mehr war und dass gerade niemand mehr von „Künstlicher Intelligenz“ redet, sondern darüber, was echte Menschen zu leisten vermögen. In Krankenhäusern, an Supermarktkassen. Zu Hause, wenn Menschen wieder verbindlich und erreichbar sind.

Der Film „Her“ übrigens entlässt den Zuschauer am Ende mit einem so einfachen wie ergreifenden Bild der menschlichen Wärme: Zwei echte Menschen schenken einander Nähe. ♦



**BETTINA WÜDRICH**

Die Journalistin und Buchautorin („Einsame Spitze?“, „Hochglanz“) war nach ihrem Studium und der Ausbildung an der Henri-Nannen-Journalistenschule Gründungs- und Chefredakteurin der Magazine „Glamour“ und „Emotion“. Als Soziologin und Psychologin brennt sie für alle Themen, die den Wandel zum Thema haben. Sie lebt in Hamburg.